

Tagebuch Fulvio Depetroni

September 1943: In Richtung Deutschland

Die Stimmung jener 40 Personen zu beschreiben, die sich mit mir im Waggon befinden, heißt die Stimmung im ganzen Zug und in allen anderen Zügen zu beschreiben, die wie unserer über den Brenner in Richtung Deutschland fahren. Es fällt nicht leicht. Die Gedanken, die Beschwerlichkeiten, der Hunger, der Mangel an Luft, alles hat dazu beigetragen, diese Männer in Fetzen zu verwandeln. Den letzten Schlag versetzt uns ein Schurke, der am Bahnhof von Innsbruck arbeitet und uns in aller Seelenruhe mitteilt, unser Ziel sei Polen. Alle werden von tiefster Verzweiflung ergriffen, und auch ich, der bislang ziemlich gefasst war, verliere jegliche Hoffnung und lasse mich fallen. Ich bin aber weniger für mich besorgt als für meine Eltern. Arme, gute Eltern, ihr habt im Leben schon soviel Leid ertragen, dass euch das hätte erspart sein müssen. Ich versuche vergeblich, mich mit anderen Gedanken abzulenken. Vergeblich. Ich kehre immer wieder zurück und denke an unsere schöne Triester Riviera.

20. September 1943: In Memmingen

Am 20. September erreichen wir, nach „sechundsiebzig“ Stunden Zugfahrt, das Ziel: Es ist nicht Polen, sondern ein kleiner Ort in der Nähe von München namens Memmingen. Wir müssen aussteigen und können uns endlich bewegen. Sie führen uns auf einen Schlachthof, wo man uns etwas Brot und einen ziemlich schlechten Tee gibt, worauf wir in einen Turnsaal gehen. Hier befindet sich eine lange Reihe von Tischen, wo man uns registriert: Ich bekomme die Nummer 8577.

4. Oktober 1943

Jeden Morgen ist Appell, und eine gewisse Anzahl von uns wird herausgerufen, um abzureisen. Am vierten wird auch meine Nummer ausgerufen. Anstatt auf das Flugfeld zu gehen, bereiten wir also unser Gepäck (einen Sack und zwei Proviantbeutel) vor. Wir sind insgesamt fünfzig, fast durchwegs Leute, die ich nicht kenne, niemand von meinen Freunden, und nachts schlafen wir in dieser Baracke. In Wirklichkeit habe ich nicht geschlafen, weil mich die Wanzen zerfressen haben. Ich glaube, so eine Nacht habe ich noch nie durchgemacht, ich hatte keinen Moment Ruhe.

5. Oktober 1943

Zum Glück stehen wir schon um vier Uhr früh auf, gerade als ich glaubte, es nicht mehr auszuhalten. Zum Glück führen sie uns ins Bad und desinfizieren unsere Kleidung. Den Vormittag verbringen wir am Boden oder auf unseren Säcken sitzend. Gleich nach dem Essen wird unser Gepäck einer neuerlichen Kontrolle unterzogen und wieder um etwas erleichtert: mir nimmt man nur die zwei Decken weg. Am Abend verfrachten sie uns alle fünfzig in einen Waggon, und während der Nacht fahren wir ab.

Habe ich gestern nicht geschlafen, so schlafe ich auch heute nicht viel mehr. Abgesehen davon, dass fünfzig in einem Waggon sehr gedrängt sind, muss unser Lokomotivführer eine Vorliebe für ruckartiges Manövrieren haben. Am Bahnhof von Augsburg vergnügt er sich damit, uns von einem Eck ins andere zu schütteln, sodass wir ganz zerschlagen sind.

6. Oktober 1943: Gersthofen

Die Reise ist nicht sehr lang; schon am nächsten Morgen kommen wir in Gersthofen, unserem neuen Ziel, an. Wir müssen eine gute halbe Stunde gehen, und dann sind wir in unserer Wohnstätte angelangt. Der erste Eindruck ist bestens. Die Baracke, in der wir leben müssen, ist ganz neu. Sie ist nur von einem Drahtzaun umgeben. Vorne hat sie einen geräumigen Platz, gegenüber steht ein kleines Haus aus Ziegeln mit Waschbecken und Toiletten. Die Baracke besteht aus vier großen Zimmern und einem Wachposten. Dieser hat zwei kleine Zimmer, eines als Büro, das andere mit Betten. Unsere Zimmer sind sehr große Räume mit acht oder neun Stockbetten zu je zwei Schlafplätzen. In der Mitte stehen zwei Tische mit Bänken und ein schöner Ofen. Zwischen den Betten stehen Kästen, jeder von uns hat einen. Die Zimmer sind tagsüber hell dank vier Fenstern, die allerdings vergittert sind. Man kann hier im Großen und Ganzen ziemlich bequem leben. Es werden uns sogleich zwei (miserable) Besen, Boden- und Kleiderbürsten ausgehändigt. Nach so langer Zeit unter miserablen Umständen scheint es uns, in dieser sauberen Umgebung im

Paradies zu sein. Nach einem Monat, in dem wir wie Schweine lebten, hebt sich unsere Moral ein wenig. Nun können wir endlich in einem Bett mit eigenen Strohhunterlagen und zwei Decken, die man uns zuteilte, schlafen. Wir können unsere Sachen in den Kästen verstauen und bei Tisch essen. Trotz der traurigen Lage sind wir einigermaßen froh. Ich schlafe im letzten Zimmer.

Oktober 1943

Die Tage vergehen. Morgens wird um Viertel nach fünf geweckt. Gegen sechs Uhr wird der Kaffee ausgeteilt. Um halb sieben kommt unser Chef, und wir gehen zur Arbeit, die um sieben Uhr beginnt. Wir nennen unseren Chef „Piumetta“ („Feder!“) wegen des „Gamsbarts“. Er ist vielleicht kein schlechter Mensch, aber schrecklich nervös und jähzornig. Er verlangt, dass wir ihn immer gleich verstehen, was schwierig ist, weil die anderen nicht deutsch können und ich die Fachsprache der Arbeiter nie gelernt habe. So verstehen wir ihn manchmal nicht, und dann geht es los: Geschrei und Stöße, auch so mancher Fußtritt und Faustschlag. Noch ärger ist der Vorarbeiter, ein ziemlich mageres Männchen mit unglaublichen Kräften. Wehe, er sieht uns einen Moment ausruhen oder stillstehen, wenn man ihm glaubt, tun wir überhaupt nichts: er ist ein perverser und böser Mensch.

Unsere Arbeit ist die von Hilfsarbeitern: Schaufel und Harke. Zuweilen aber müssen wir Balken, Bretter oder fünfzig Kilo schwere Zementsäcke tragen. Wir stellen Asphalt her und führen ihn zu zweit in voll beladenen Karren – fürwahr eine schwere Arbeit, gut, dass ich soviel studiert habe! Das Arge ist, dass ich erstens körperlich eine solche Arbeit nicht gewohnt bin und außerdem im Gebrauch mir unbekannter Werkzeuge keine Übung habe. Oft wundere ich mich, wie ich Arbeiten durchführe, von denen ich gedacht hätte, dass sie weit über meine Kräfte gehen. Ich entdecke in mir bisher ungeahnte Kräfte. Während der ganzen Zeit, in der ich mit „Piumetta“ arbeitete, hatte ich keine Schmerzen, wohl große Müdigkeit, aber nicht mehr.

Zu Mittag kehren wir in die Baracke zum Essen zurück, dass immer um zwölf Uhr zwanzig kommt. Es wird schnell gegessen, dann gleich wieder zurück zur Arbeit von eins bis fünf.

Neun Stunden harter Arbeit. Bei unserer Rückkehr in die Baracken sind wir immer müde. Zum Glück sind die Zimmer sehr bald warm, denn unsere Vorgesetzten erlauben uns, soviel Holz wegzutragen wie wir wollen, sodass unsere Öfen bis halb sieben mit Hochdampf heizen. Um sieben Uhr kommt das Essen, nachher lesen wir, spielen Karten oder plaudern. Ich strecke mich am liebsten auf meinem Lager aus, lese oder studiere.

Um neun wird das Licht ausgelöscht.

Das Essen ist hier viel besser als in Memmingen. Der einzige Nachteil ist der, dass wir unseren Topf selber tragen müssen. Die Küche ist mindestens zweieinhalb Kilometer von unserer Baracke entfernt, und die Töpfe sind sehr schwer. Es ist eine äußerst mühsame Angelegenheit. Später werden sie uns einen Schubkarren und noch später einen vierrädrigen Karren zuteilen, womit das Abholen des Essens eine Freude sein wird.

Das Essen besteht aus Kartoffeln, wechselt aber jeden Tag. Obwohl es sich Woche pro Woche wiederholt, ist es gut und ausreichend. Was uns fehlt, ist Brot; wir bekommen jeden dritten Tag 1150 Gramm. Wenn ich denke, dass ich in Triest kaum Brot aß, während ich hier mit einem Kilo am Tag auch noch nicht genug hätte!

Eine Woche nach unserer Ankunft treffen weitere fünfundzwanzig Italiener ein, fast durchwegs Zivile aus Süditalien. Halb nackt und schmutzig werden sie alle im ersten Zimmer untergebracht. Jetzt sind wir insgesamt 78.

Sofort spüren wir eine Verschlechterung. Von den Neankömmlingen hat fast keiner Militärdienst geleistet, so sind sie sehr undiszipliniert. Jeden Moment gibt es Probleme, vor allem bei der Essensausteilung. Letzteres wird auch etwas weniger und schlechter. Auch die Reinlichkeit lässt bald zu wünschen übrig.

Hier in Deutschland halten sie viel auf Reinlichkeit. Wie oft bewundern wir am Weg zur Arbeit die hübschen Häuschen, schmuck und sauber, mit Vorhängen an den Fenstern, und doch nur Häuser von Arbeitern oder Bauern. Für viele von uns sind sie reine Wunder. Auch unsere Wächter halten viel auf Reinlichkeit. Jeden Morgen müssen wir mit dem Besen ausgehen, und diejenigen, die krankheitshalber daheim bleiben, während wir bei der Arbeit sind, werden zur Reinigung in allen Räumlichkeiten herangezogen. Am Samstag müssen wir den Boden aufwaschen. Was die Reinigung anbelangt, so ist die größte Schwierigkeit das Wäschewaschen. Alles ertrage ich gern, aber die Wäsche waschen kann ich wirklich nicht leiden. Jeden Samstag muss ich mich darüber machen, vorher graut mir schon davor und wenn es soweit ist, trachte ich, es so schnell wie möglich hinter mich zu bringen. Wäscher musste ich armer Fulvio auch noch werden!

Ich habe von der Arbeit erzählt, aber nicht gesagt, dass wir in unserem Hof eine Splitterabwehr errichten, weshalb turnusweise jedes Zimmer an einem Abend eine weitere Stunde daran arbeiten muss, als ob wir nicht schon müde genug wären! Samstag und Sonntag müssen alle arbeiten, und zwar in drei Turnussen zu je fünfundzwanzig Mann. Zum Glück bin ich als Dolmetscher von dieser Arbeit befreit.

Nun ist es Zeit von den Personen zu erzählen, die uns umgeben: Arbeiter und Wächter.

Die Arbeiter, mit denen wir zu tun haben, sind meist Deutsche, manchmal treffen wir aber auch Russen und Italiener, die schon früher freiwillig nach Deutschland gekommen sind.

Unter den deutschen Arbeitern ist zu unterscheiden zwischen jenen, die kriegsmüde sind oder Söhne an der Front oder Gefallene oder Gefangene in der Familie haben, und jenen, die noch von Begeisterung für die Causa erfüllt sind. Erstere sind durchwegs älter; am Morgen finden sie sich in Grüppchen zusammen, plaudern, lesen Zeitungen. Bei der Arbeit halten sie manchmal ein und ruhen aus. Mit uns sind sie sehr freundlich und schenken uns Brot und Äpfel und benützen jede Gelegenheit, um uns mit Gesten zu verstehen zu geben, dass der Krieg nicht mehr lange dauern kann. Bei der Arbeit sagen sie uns immer „langsam langsam“, und wenn wir einmal ausruhen, sagen sie nichts.

Bei der zweiten Gruppe fehlen die Älteren, sie sind jünger. Sie sehen uns scheel an, und wenn sie auch selber ausruhen, dulden sie nicht, dass wir es tun. Sie benützen jede Gelegenheit, Flüche und Schimpfworte auf uns regnen zu lassen. Wenn sie sehen, dass wir eine Arbeit mit zusammengebissenen Zähnen zu Ende bringen, grinsen sie und sagen „du Badoglio!“ Wenn sie sehen, dass die Arbeit unsere Kräfte übersteigt, sagen sie uns „Warum gehst du nicht als Freiwilliger?“, wenn sie uns am Ende unserer Kräfte sehen, sagen sie „Deutschland über alles“. In ihnen ist weder Menschlichkeit noch Mitgefühl. Zum Glück sind sie in der Minderheit. Aber auch sie werden mit der Zeit und mit dem Herannahen der Russen ruhiger und beginnen, uns Brot und Margarine zu schenken und hie und da mit uns zu lachen. Jaja, sie ändern sich, wer weiß wie sehr sie sich noch ändern werden müssen.

Im Allgemeinen sind die deutschen Arbeiter entweder alt, verletzt oder krank. Alle Männer mittleren Alters und die jungen sind hier nicht zu sehen, sie tragen die Uniform und sind an der Front.

In der Fabrik werden die schwersten und ungesündesten Arbeiten, wie das Hantieren mit Säuren u.a. von den Russen ausgeführt. Sie haben ein miserables Leben, arbeiten 10 bis 11 Stunden pro Tag und werden ärger als Tiere behandelt. Schweigend und ruhig ertragen sie alles. Wenn sie uns begegnen, haben sie immer eine freundliche Geste oder ein ermunterndes Lächeln für uns bereit. Sie sind seit drei Jahren Kriegsgefangene in Deutschland. Sie verstehen die Schwierigkeiten von uns Neuankömmlingen und geben uns immer etwas: einen Apfel, ein Stück Brot, Tabak. Dabei haben sie mehr Hunger und weniger zu rauchen als wir. Wir, die wir über die Russen stets nur als Barbaren reden gehört haben, sind betroffen und denken, dass es vielleicht nur Propaganda war. Tatsache ist, dass der russische Gefangene große Würde an den Tag legt.

Bleiben noch die italienischen Gefangenen. Meist sind es Personen, die Italien verlassen haben, um sich zu verstecken und von der deutschen Propaganda geprägt sind. Sie tun uns gegenüber freundlich, aber in ihren Augen liest man Abneigung. Da wäre noch viel zu sagen, aber es ist viel besser darüber hinwegzusehen.

Die Wächter.

Die Wächter der Kriegsgefangenen sind durchwegs verletzte oder kranke Soldaten, nicht fronttauglich. Hier warten sie ab, wieder einsatzbereit zu sein. Meist waren sie im Spital, dann auf Urlaub zu Hause, und nun leisten sie diesen internen Dienst bis zum Moment ab, dass sie bei der Untersuchung wieder für fronttauglich erklärt werden. Unser KdF (wir sind 78 Gefangene) ist kein Offizier, sondern ein einfacher Oberkorporal namens Rudi.

Rudi: ein junger Wiener, dreißig Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder. Er ist nicht schlecht, kümmert sich aber im Großen und Ganzen wenig um uns. Er erzählt, Fußballer zu sein und am Sonntag fährt er mit dem Fahrrad nach Augsburg, um dort zu spielen. Er hat jeden Abend freien Ausgang, kaum ein Abend, an dem er in der Baracke bleibt.

Hans: Der andere Wächter heißt Hans. Eine Person mit einem komischen Marionettengesicht. Es fehlen ihm zwei Finger. Er kommt aus Bozen oder Meran, ich weiß nicht genau woher. Er lacht immer und verdeckt hinter dem Lachen seine Bösartigkeit. Er brüllt scherzend, teilt aber gleichzeitig Schläge aus. Er kann etwas italienisch, am besten aber die Worte „per me è lo stesso“. Mit diesen Worten schickt er auch die Kranken zur Arbeit. Er vergnügt sich auf unsere Kosten mit sadistischer Bösartigkeit. Um nur ein Beispiel zu nennen: eines Tages weckt er uns um fünf Uhr früh, und weil wir nicht sofort aufstehen, kommt er mit der Feuerlöschpumpe und durchnässt uns und unsere Kleidung durch und durch. Und das um fünf Uhr früh, und nach zwei Stunden müssen wir in der Kälte arbeiten.

24. Oktober 1943

Jeder von uns erhält einen Suppenteller, einen Löffel, eine Gabel und ein Messer. So haben wir Teller und Essgeschirr zum Essen.

13. November: Die Baracke brennt!

Es herrscht ein bisschen Fröhlichkeit in unserem Zimmer heute Abend: Es wird gelacht, gescherzt. Als krönenden Abschluss nehmen wir Comin auf den Arm, der nicht seine ganze Kartoffelration isst, sondern einen Teil für morgen früh aufhebt. Jeder hat etwas dazu zugesagt: Während der Nacht kann die Baracke abbrennen, oder man kann sterben, daher ist es ratsam den Rest zu essen, aber er bleibt dabei und die Schüssel kommt in das Schränkchen. Dann wird das Licht ausgemacht. Zu guter Letzt wird noch über ein paar Kartoffeln, die auf dem Ofen liegen, diskutiert: Einige sind der Ansicht, dass sie während der Nacht verbrennen können, die Anderen meinen, dass keine Gefahr besteht, da der Ofen fast aus ist. Die zweite Meinung überwiegt und endlich legen wir uns schlafen.

Schlafe ich eine Stunde? Schlafe ich zwei? Wer weiß, auf jedenfall werde ich von Codognos Stimme geweckt: "Jungs, die Baracke brennt, das Zimmer ist voller Rauch." Im Schlaf hebe ich den Kopf etwas, ich rieche ein bisschen Rauch

und sage ganz ruhig: "Nehmt die Kartoffeln runter, sie brennen!", und drehe mich um, um wieder einzuschlafen. Aber langsam höre ich, dass die anderen aufstehen und schließlich höre ich in den anderen Schlafsälen einen Schrei: "Feuer". Mit einem Satz bin ich auf den Beinen und versuche zu begreifen, was um mich herum geschieht: Es ist sehr viel Rauch im Zimmer, aber man kann noch atmen. In der Baracke ertönen immer mehr angstvolle Rufe: "Hilfe! Hilfe! Rudii! Rudii!". Die Räume sind nicht miteinander verbunden und man weiß nicht, wo das Feuer ist. Jemand hat bereits die Alarmglocke geläutet, aber ich läute sie ebenfalls; ich glaube, unsere Wächter schlafen. Aber ist es möglich, dass sie unsere Rufe nicht hören? Warum machen sie uns dann nicht auf? Vielleicht ist die Gefahr nicht so groß und sie ziehen sich in aller Ruhe an. Und inzwischen wird der Rauch immer dichter und man kann langsam schlecht atmen. Vergebens versuchen Comin und Codogno mit einigen anderen die Tür aufzustoßen, sie gibt nicht nach und das äußere Vorhängeschloss hält stand. Jemand glaubt, dass es besser wäre, die Fenster zu öffnen und schlägt das Glas ein: In wenigen Sekunden sind wir in Rauch eingehüllt. Jetzt kann man nicht mehr atmen. Einige klammern sich an die Fenstergitter und rütteln schreiend daran, aber sie geben nicht nach. Angsterfülltes Geschrei erhebt sich, aber die Stimmen werden immer schwächer und heiserer. Ich nehme das erstbeste Kleidungsstück und stopfe mir Mund und Nase zu. Ich merke, wie jemand neben mir umfällt, aber ich habe nicht die Kraft, ihm zu helfen. Ein paar umklammern die Fenstergitter, schreien und rufen ihre Mutter um Hilfe an. In einer Ecke betet jemand. Cibelle, unser kleiner Sechzehnjähriger, fleht röchelnd, dass sie aufmachen, er kann nicht mehr. Ich drücke ihn an mich und stopfe auch ihm Mund und Nase zu. Meine Nase beginnt zu bluten. Ich beginne, jegliche Hoffnung aufzugeben und fühle, wie ich schwächer werde. Ich versuche, mir Mut zu machen, indem ich Cibelli noch fester an meine Brust drücke. Ich höre wie geschrien wird: "Die Tür ist offen!". Ich nehme meine ganze Kraft zusammen und schlepe Cibelli heraus, der inzwischen ohnmächtig geworden ist.

Wir sind unter freiem Himmel, Leben umgibt uns, es kommt mir vor, als würde alles zu neuem Leben erwachen. Aber man darf sich keinen Sentimentalitäten hingeben. Die anderen Türen werden geöffnet. Meine Sorge gilt meinen Kameraden. Ich halte mir nasse Handtücher vor Nase und Mund. und gehen wieder in meinen Schlafsaal. Ich kontrolliere ihn Bett für Bett: niemand ist drin. Beim Herausgehen nehme ich meinen Mantel, Hosen, Jacke und Schuhe. Ich lasse alles draußen und gehen in den zweiten Schlaafsaal: leer. Ich will in den dritten, aber jemand zieht mich am Arm und hält mich zurück: Mittlerweile ist der Rauch zu dicht. Ich ziehe Hosen und Schuhe an. Es wehte nämlich ein ziemlicher Wind und es regnete: Es ist kalt. Jetzt denke ich an die Wächter: Ich gehe dorthin, wo sich ihr Zimmer befindet und mir bietet sich ein trauriges Schauspiel: Da sie nirgends zu sehen sind, sind ihnen viele zu Hilfe gekommen. Zuerst hat man versucht, die Tür aufzustoßen: vergebens. Dann sind uns die Fenster eingefallen und wir habe sie eingeschlagen. Flammen kamen heraus. Jemand rennt nach hinten und öffnet die Tür, umsonst, das Zimmer steht in Flammen. Meine Nerven, die bis zu diesem Moment gehalten haben und mich haben ruhig bleiben lassen, lassen mich im Stich und ich fange an, wie ein kleines Kind zu weinen.

Der Unteroffizier kommt zur Baracke der Russen. Ich laufe zu ihm und zeige ihm zu allererst, von wo aus sich das Feuer ausgebreitet hat. Ich bin mir der Gefahr bewusst, in der wir uns befinden, sollten die zwei Wächter ums Leben gekommen sein, und es ist nur eine Rechtfertigung. Der deutsche Unteroffizier entfernt sich eilig: Ich glaube, er geht in die Schlafsäle und ich stelle mich zu meinen Kameraden. Sie sind alle in einer Ecke im Hof versammelt. Sie sind vor Kälte erstarrt, sie haben fast alles verloren. Einige sind nur in Hemd und Unterhose, andere sind ohne Schuhe, und jetzt regnet es in Strömen und der Boden ist nass und schlammig. Ich gebe einem meine Jacke, einem anderen meinen Mantel, einem dritten die Schuhe. Wir alle denken an die zwei Unglücklichen, von denen wir fürchten, dass sie ums Leben gekommen sind. Aber wie groß ist unsere Überraschung, als wir sie kommen sehen? Wir freuen uns, dass sie leben, aber wir begreifen, dass ihre Schuld unverzeihbar ist.

Kurz darauf sollen wir uns zu dritt zusammenstellen, sie zählen uns: Wir sind alle da. Wir werden in eine andere Baracke gebracht. Es ist für 40 Personen Platz und daher müssen wir zu zweit in einem Bett schlafen. In dem Raum ist es kalt, wir haben kein Holz, um Feuer zu machen, wir haben kaum Decken. Ich bin ohne Socken, mit bloßen Füßen in den feuchten Schuhen. Die einzigen Kleidungsstücke, die mir geblieben sind, sind nass. Ich lasse mir meinen Mantel wiedergeben und decke mich damit zu. Mir ist eiskalt. Alle sprechen: Die Anspannung löst sich. In einer Ecke isst Comin die vom Abendessen aufgehobenen und vor dem Feuer geretteten Kartoffeln.

Einige Überlegungen: Es war unser Glück, dass der Wind aus der entgegengesetzten Richtung kam, denn sonst hätte sich das Feuer viel schneller ausgebreitet und niemand von uns hätte, glaube ich, überlebt. Noch etwas ist sicher, wenn wir nicht in jenem Moment herausgekommen wären, hätten wir es noch ein paar Minuten ausgehalten, aber nicht viel länger. Wie wir herausgekommen sind: Dazu gibt es Folgendes zu sagen, es war unmöglich die Tür einzuschlagen, da ist Codogno und Comin das Fenster darüber eingefallen. Comin stieg auf die Schultern von Arnald und ist durch geklettert, das Aufmachen war leicht. Sicher ist, dass mir dieser Tag immer im Gedächtnis bleiben wird, es war ein schlimmer Augenblick und ich muss Gott danken, dass ich noch am Leben bin.

14. November 1943: Die Untersuchung

Um 3 Uhr morgens hat man mich geweckt, ich bin zum Wachposten gegangen und musste aussagen. Ich sollte mich hinsetzen und mir wurde schwarzer Kaffee und eine Zigarette angeboten. Dann sind den ganzen Tag lang Verhöre. Ein Major und ein Feldwebel sind anwesend. Ich muss immer dabei sein. Obgleich mir das recht ist, weil ich viele

Zigaretten rauchen kann und Milchkaffee und Brötchen zu essen bekomme. Abends ist alles vorbei, als er mich entlässt, schenkt mir der Major ein Päckchen Taback.

Abschließend gibt es zu dem Zwischenfall zu sagen, dass unsere Wächter ca. einen Monat danach verurteilt worden sind: Rudi hat neun Monate Gefängnis bekommen und Edoardo sechs. Nach ihrem Ersuch, wieder an die Front geschickt zu werden, ist ihre Strafe nicht sehr schwer ausgefallen.

Dieser Brand hat sehr an unserem Nervenköstüm gerüttelt. Niedergeschlagen wie wir sind, hatte er für unsere tragische Folgen. Da ist z.B. Nane, der jetzt total benommen ist, er ist nur ein Schatten seiner selbst, wenn er spricht. Auch mich hat es etwas getroffen, aber ich werde in kurzer Zeit wieder hergestellt sein.

Die Post

Monatelang auf Nachrichten von zu Hause warten, die ersten Briefe kommen sehen und keinen erhalten, noch eine Woche warten, mit der Hoffnung leben und dann vor der Tatsache stehen, dass es doch nur eine Hoffnung war, ist ein Schmerz, den glaube ich nur jemand nachempfinden kann, der das selbst erlebt hat. Post zu bekommen, war für mich eine Gewissheit und ich wartete sehnsüchtig auf diesen Tag. Ich zählte die Tage, die Stunden. Es schien nie Freitag zu werden. Aber der Freitag kam, nur ohne mir einen Brief oder Päckchen zu bringen. Aber es ist nicht das Päckchen, was mich bekümmert, ich denke gar nicht daran, es geht um die Nachrichten auf die ich gehofft habe. Wie oft habe ich in den nächsten Tagen die Augen geschlossen und mir vorgestellt, den Brief in der Hand zu halten. Ich habe versucht, mir vorzustellen, was darin stehen würde, ich malte es mir rosig aus und alles kam mir schön vor. Andere Male waren es traurige Gedanken, aber ich zwang mich dazu, mich zu überzeugen, dass es nur gute Nachrichten sein könnten und dann wurde ich wieder fröhlich.

"*Freitag, Freitag*", sagten unsere Wächter "*Freitag ist Post für Fulvio*", aber der *Freitag* ist gekommen und "*Kein Post für Fulvio*". Und jetzt muss man wieder mit einer neuen Woche anfangen, warten, weiter geduldig auf den Freitag warten, hoffen, dass dieses Mal auch ein kleiner Brief von Euch, liebe Eltern, kommt. Nur wenige Zeilen, die mich aber sehr glücklich machen würden. Seht Ihr, ich bin sicher, dass Ihr an mich denkt, dass Ihr mir in Gedanken nah seid, aber wenn ich es geschrieben sehen würde, wäre es, als wärt Ihr hier mit mir.

Ich warte so sehr auf diese Post, weil ich mir Gedanken mache. Letzten Endes weiß ich nicht, was Ihr von mir denkt, ich bin in einer nicht sehr ehrenvollen Situation und vielleicht wäre Tadel in Euren ersten Worten. Das fürchte ich, dass Ihr mich für meine Entscheidung in Deutschland zu bleiben tadelt, aber vielleicht würdet Ihr, wenn Ihr wüsstet wie die Ding wirklich stehen, nichts sagen. Nur Mut, Fulvio, noch eine Woche warten, vielleicht wird der nächste Freitag die ersehnte Freude bringen. Man muss stark sein, mein derzeitiges Leben verlangt es und bis zu diesem Moment bin ich es ja gewesen. Gott stehe mir bei und gebe mir immer den nötigen Mut.

Dezember 1943

Eines Morgens benötigen wir einen kleinen Wagen und da keiner von den "*Post*"* Lust hat, mit uns zu kommen, gehe ich mit den Köchen in die Küche und kehre alleine zurück. Von keinem Soldaten gefolgt zu werden, stimmte mich so fröhlich, dass ich auf der Strasse angefangen habe zu singen und sogar ein paar Tanzschritte gemacht habe. Ich glaube, wer mich gesehen hat denkt, dass ich ein bisschen verrückt bin, aber das liegt daran, dass sie nicht wissen, was Freiheit bedeutet.

11. Dezember 1943

Hans ist zu uns gekommen. Er ist ein anständiger Kerl (er ist dreißig Jahr alt), er ist *Obergefreiter*, er ist immer sehr höflich und scheint ein Mann von Ehre zu sein, obwohl er nur ein einfacher Techniker. Er ist Österreicher und Katholik, aber kein besonders praktizierender. Er hält viel auf Disziplin, er schreit manchmal, aber er hat einen guten Kern und oft drückt er nicht nur ein Auge zu, sondern alle beide. In einem Punkt ist er unerbittlich, und zwar was Sauberkeit betrifft. Man sollte wissen, dass wir von den vier Zimmern jetzt nur noch drei haben und daher ist es sehr eng. Noch dazu waren Läuse in der Baracke, wo wir für einige Tage waren und wir sind voll davon. Auch ich habe drei kleine Läuse gefunden, ich hatte vorher nie welche gesehen, aber ich war gezwungen ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und habe es Edoardo gesagt, der mir eine Seife gegeben hat: Ich habe mich gewaschen, habe frische Wäsche angezogen und habe die Eindringlinge besiegt. Ich habe noch ein paar Mal mit ihnen zu tun gehabt, aber ich habe immer radikale Mittel angewandt und bin sie los geworden. Jetzt geben wir die Wäsche in die Wäscherei. Das freut mich sehr, da ich wie schon gesagt nicht gerade ausgesprochen gern wasche.

* Die kursiv gedruckten Wörter sind im Original auf Deutsch [Anm. des Übersetzters].

* "Post" steht für "Wachposten" [Anm. des Übersetzters].

Wir merken sofort, dass der *KdF** gewechselt hat, denn bald bekommen wir Extras wie Seife, Zigaretten, die erste Post, Marmelade. Wie oft haben wir darum gebeten, schreiben zu dürfen und Rudi mit seiner Teilnahmslosigkeit, ist der Antwort immer ausgewichen. Wenn ich daran denke, wie viel früher wir hätten schreiben können, und uns bedeutet schreiben viel. Arme Mutter, wie viele Monate ohne jede Nachricht von mir, wie besorgt du um mich sein musst.

Wir bekommen auch die ersten Zigaretten und ein Topf Marmellade. Wie viele Dinge wir dank Hans erhalten und jetzt erkennen wir, welches große Übel uns Rudi mit seiner Gleichgültigkeit angetan hat. Und er war auch ein ganz schöner Gauner, als Beweis genügt die folgende Episode: Eines Tages bin ich im "*Kommandozimmer*" als der Feldwebel zur Kontrolle kommt. Kaum war er eingetreten, sagt er: "Hier ist es ja kalt!", und Hans antwortet: "Herr Feldwebel, wir bekommen keine Kohle weil der vorherige *KdF* auch die Kohle für Dezember verbraucht hat." Das will ich meinen, deshalb also hat die Baracke Feuer gefangen! Hans schreibt jeden Abend Tagebuch, und ich bekomme Lust, es ebenfalls zu tun.

11. Dezember: Mein Tagebuch

Heute habe ich angefangen Tagebuch zu schreiben, Hans hat mir ein paar Blatt Papier geschenkt und ich habe sofort begonnen. Ich schreibe Nachtragungen über die vergangenen Tage und gleichzeitig berichte ich täglich über die wichtigsten Ereignisse.

13. Dezember: Albert

Albert ist zu uns gekommen, er kommt aus Russland, wo er zwei Winter verbracht hat, viermal ist er verletzt worden, das letzte mal durch 21 Granatensplitter. Er leidet noch immer unter den Folgen des Schlafentzugs und ist immer müde.

15. Dezember

Ich habe nach langer Zeit eine kleine Reise gemacht, noch dazu 3. Klasse und nicht im Viehwaggon. Ich war bei der "Kompanie" mit Albert, um die kaputtene Kleidung auszutauschen. Die Fahrt lief nicht besonders gut, besonders die Rückfahrt, man bedenke nur, dass wir, da es zu voll war, die ganze Zeit auf dem Trittbrett stehen mussten.

Auf der Rückfahrt böse Überraschungen: Aus Memmingen ist der Aufdruck gekommen, um uns I.M.I. (*Italienische Militär Internierte*) auf den Rücken zu schreiben. Es ist schmerzlich, so eine Aufschrift zu tragen.

Täglich wird unsere Ration kleiner. Wir sind an einem Punkt angekommen, an dem man nicht mehr weiter kann. Vergeblich habe ich protestiert, aber es bessert sich nichts. Eines Tages sind auch vier Leute in Zivil gekommen um zu sehen, was wir essen und sie schienen nicht sehr zufrieden, als sie weggingen, dennoch ist die Ration immer noch klein. Jetzt gibt es noch nicht mal mehr Kartoffeln, sondern nur noch Rüben, ungewürzt und manchmal kaum gekocht.

19. Dezember 1943

Wir hatten an beiden Abenden Fliegeralarm. Das ist eine lästige Angelegenheit, denn wir müssen aufstehen und uns anziehen. Das Beste daran ist, dass wir, wenn während der Arbeit Alarm ist, weiterarbeiten müssen.

22. Dezember 1943: Weihnachtsbäume

Albert hat vier Tannen aus dem Wald geklaut, um Weihnachtsbäume zu machen. Heute Abend war ich mit Albert alleine. Er ist traurig und vertraut sich mir an. Er zeigt mir seine Fotografien und erzählt mir von seinen Leiden und Liebschaften. Er ist ein guter Kerl und wie ein Kamerad zu mir. Er sagt mir immer, im Dienst, das ist eine Sache, aber außer Dienst müssen wir Kameraden sein und wir duzen uns. Wenn ich Zigaretten habe, raucht er, und wenn er welche hat, rauche ich. Er schenkt mir immer irgendetwas und unter anderem hat er mir die in Deutschland so rar gewordene Hautcreme beschafft.

23. Dezember 1943

Heute Nachmittag haben alle I.M.I mit unglaublichem Eifer geputzt. Am Abend werden die Weihnachtsbäume geschmückt. Wir haben nichts zum Dekorieren, aber wir behelfen uns so gut wie möglich und versuchen, sie fröhlich zu gestalten. Ich habe die für die "*Post*" geschmückt. Vor dem zu Bett gehen, haben wir die Bäume alle nochmal betrachtet, obwohl sie ärmlich sind, sind sie schön. Besonders interessant ist, dass an dem von unserem Schlafsaal

*Die Abkürzung "Kdf" steht im Original für "Kommandoführer" [Anm. des Übersetzers].

kleine Päckchen aus Papier hängen, sie stehen für die Pakete vom Roten Kreuz, die wir bekommen sollen, dann sind da kleine Flugzeuge, die, die uns die Post bringen sollen, die nie kommt. Im Bett haben alle den Rosenkranz gebetet.

25. Dezember 1943: Weihnachten

Weihnachten. In allen Schlafsälen wird Essen zubereitet. Es ist schön zu sehen, welchen Erfindungsgeist alle an den Tag legen, um aus den Kartoffeln Leckerbissen zu machen, ein bisschen Margarine, ein bisschen Marmelade, die man sich vielleicht durch den Verkauf von einem Hemd beschafft hat, nur um Weihnachten zu feiern. Auch ich habe mit vier anderen einen Kuchen gebacken, den wir dann in den Ofen geschoben haben. Wenn ich an die denke, die Du liebe Mama bäckst ... und doch erscheint mir dieser so köstlich... Mit wie wenig man sich doch zufrieden gibt!

Der Tag ist für uns natürlich traurig, aber ein Moment war besonders schrecklich: als die Suppenration kam (ehrlich gesagt gut), fünf Pellkartoffeln und ein Stückchen Fleisch. Ich zwingen mich dieses großzügige Festmahl runterzuschlucken und dann schmeisse ich mich aufs Bett. Ich denke über dieses traurige Weihnachten nach und mir kommen viele Gedanken, ich denke an dich, Mama ich denk an dich, Papa.

Ich falle in einen bleiernden Schlaf. Als ich aufstehe, bin ich sehr schlechter Laune. Ich gehe ins *Kommandozimmer*, unterhalte mich mit Albert. Ich möchte mein Tagebuch weiterschreiben, aber den Kopf in die Hände gestützt, tragen mich meine Gedanken weg, weit weg in die blaue Unendlichkeit, wo Hoffnung herrscht.

Jedes Zimmer hat seinen kleinen Weihnachtsbaum. Ich betrachte Dich kleiner Baum. Du bist ganz nackt, ein bisschen Glaswolle als Schnee, ein bisschen Papierschmuck, den wir gemacht haben, ein paar kleine Kerzen aus Wachs, das wer weiß wo herkommt, ein weisser Papierstern, ein Heiliger mit der Heiligen Familie. Ich betrachte Dich kleiner Weihnachtsbaum, Du bist so nackt und dennoch erinnerst mich an so vieles und sagst mir so vieles.

Deine Anwesenheit erinnert mich an diesen heiligen Tag und an jene glücklichen, die ich zu Hause verbracht habe. Der letzte glückliche war vor zwei Jahren. Wir drei Brüder waren alle um Dich herum versammelt, Bruno überreicht die Geschenke. Er brachte uns sehr zum Lachen, wir waren sehr glücklich. Armer Bruno, Du wirst keine Geschenke mehr überreichen, Du wirst nicht mehr mit uns sein.

Das Fehlen von bunter Dekoration erinnert mich an die großen Weihnachtsbäume, die Ihr, liebe Eltern, für mich hergerichtet habt als ich klein war. Ich kniete vor diesem Lichterglanz nieder und bat das Jesuskind, dass es mich gut, gesund und brav sein lassen würde. Ich erinnere mich noch, wie ich mit großem Eifer, den Baum schmückte, als ich größer war. Auch dieses Jahr habe ich Dich hergerichtet, ich habe dich für die zwei deutschen Kameraden hergerichtet und vielleicht werden auch sie bei Deinem Anblick den Tag herbeisehen, an dem sie wieder zu ihrer Familie zurückkehren.

Das Mangel an süßen Naschereien erinnert uns an die Misere, in der wir leben. Ohne Schuld, büßen wir für die der Anderen. Es ist sehr viel Grün an diesem kleinen Weihnachtsbaum und dieses Grün erinnert uns an die Hoffnung, die wir im Herzen tragen, zurückzukehren. Nein, es ist keine Hoffnung, es ist eine Gewissheit, eine Gewissheit, die uns Kraft und Mut gibt und wir werden zurückkehren.

Ich verabschiede mich von Dir kleiner Weihnachtsbaum. Du sagst uns, dass der kleine Jesus geboren ist, dass er für uns gelebt hat und gestorben ist und dass er jetzt neben der Junfrau Maria für das Ende dieses Übels, das die Welt plagt, betet.

27. Dezember 1943

Nach zweieinhalb Tagen Ausruhen, geht es wieder an die Arbeit. Ich freue mich fast, denn diese zwei Tage waren eine richtige Qual für mich.

29. Dezember 1943

Nach vielen Monaten habe ich eine Tasse Milchkaffee getrunken. Es war Ersatzkaffee, aber er war schön heiss und ich habe ihn mir richtig schmecken lassen: Es war eine Gabe von Albert.

31. Dezember 1943: Silvester

Das Jahr 1943 geht zu Ende, ein Jahr voller Schmerz und Traurigkeit. Weit weg von der Familie, von zu Hause, weit weg von jeglicher Zuneigung: Ich verabschiede Dich und verheimliche Dir nicht, dass ich froh bin, dass Du gehst. Viele Monate lang hast Du mich von der Liebe träumen lassen, hast mir viel Freude und Glück beschert hat und dafür danke ich Dir. Aber Du lässt mich diesen Traum teuer zu stehen kommen. In einem fremden Land, inmitten von Leuten, die eine Sprache sprechen, die sich so sehr von unserem wohlklingenden Italienisch unterscheidet, habe ich Tag für Tag die niedersten Arbeiten verrichten müssen. Sohn eines besiegten Landes, habe ich Verachtung und Beleidigungen über mich ergehen lassen müssen. Entmutigt, geistig und körperlich erschöpft, hat es sehr lange gedauert, bis ich aufgeschaut

habe und der Zukunft etwas zuversichtlicher entgegengesehen habe und wenn ich nicht einen großzügigen Freund gefunden hätte und zugelassen hätte, dass wir Freunde werden, weiß ich nicht, ob ich es geschafft hätte. Dieser österreichischen Person gelten der Dank und die Anerkennung meiner Familie. Leb wohl, Jahr 1943, ich hätte noch viel zu sagen, aber es ist besser zu schweigen. Leb wohl, zum Glück kommst Du nicht wieder und hoffentlich wirst Du nie Brüder haben.

1. Januar 1944: Das neue Jahr

Das neue Jahr wurde mit viel Frohsinn erwartet. Wir haben gesungen, ein paar Spiele gemacht, gescherzt: Es hat nicht an guter Laune gefehlt. Ich habe mir dann einen Pudding gemacht, der eine Million wert war, da ich ja so gut kochen kann, habe ich ihn dann leider anbrennen lassen, aber er hat trotzdem gut geschmeckt. Genau um Mitternacht haben wir uns ein frohes, neues Jahr gewünscht und vor dem zu Bett gehen habe wir ein bisschen schwarzen Kaffee getrunken. Im Bett habe wir den Rosenkranz gebetet.

13. Januar 1944: Die Familie Thoma

Der Schwachpunkt unseres Lebens als Internierte sind die Schuhe. Es ist kein gutes Wetter, der Boden ist aufgeweicht und die Schuhe gehen oft kaputt und sie zu wechseln ist nicht leicht. Wir haben zwar Material zum Reparieren, aber uns fehlt der "Eisenfuß"*. Hans holt ihn oft bei einem nahegelegenen Schuster, aber gestern hat er mich geschickt. Und so habe ich die Bekanntschaft der Familie Thoma gemacht. Zum Beispiel heute, als ich ihn zurückgebracht habe, haben sie mir Milchkaffe und Brot mit Marmelade angeboten.

Zwei oder dreimal in der Woche gehe ich abends zu den Thomas. Ich fühle mich so wohl bei dieser Familie, sie sind sehr gutherzig und empfangen mich immer freundlich. Dann kann ich ein bisschen Musik im Radio hören und wenn ich auf dem bequemen Sofa sitze, dann kommt es mir vor, als ob ich wieder in ein normales Leben zurückgekehrt bin. Leider geht dieses Stündchen, das ich mit ihnen verbringe immer wie im Fluge vorbei und bald muss ich wieder in die Realität der Baracken zurückkehren. Hans freut es, dass ich mich ein bisschen ablenken kann und manchmal schickt er mich hin, auch wenn wir den "Eisenfuss" nicht brauchen, nur um sie zu besuchen.

Ich gehe umso lieber hin, weil dort meine große Liebe ist, ein zwei Jahre altes kleines Mädchen. Die kleine Waltraud mag den Onkel Fulvio sehr gern. Sie kommt immer in meine Arme und es gefällt ihr zu spielen und sich von mir liebkosen zu lassen. Wenn ich dann gehen gibt sie mir immer ein Küsschen. Diese Kleine ist meine Freude und gibt meinem traurigen Leben ein bisschen Fröhlichkeit. Sie ist sehr herzlich, lebhaft und fröhlich. Sie erinnert mich an meinen kleinen Neffen Bruno, der ebenso ein Schätzchen wie sie sein muss.

Ihre Großeltern, zwei freundliche Alte, mögen mich und sind sehr gutherzig. Wenn sie etwas Gutes kochen, stellen sie immer einen Teller für Fulvio beiseite und bieten es mir gerne an. Auf diese Weise bekomme ich auch etwas Gutes zu Essen.

Sie haben 11 Kinder, davon kenne ich Liese, die sehr hübsch ist und mit einem Oberleutnant aus der Luftwaffe verlobt ist, Anni und Frau Goppel, die im oberen Stockwerk wohnt und dessen Mann in Frankreich ist. Sie ist immer am Arbeiten, ruht sich nie eine Minute aus. Sie hat zwei Töchter und einen Sohn, die immer sehr ordentlich aussehen, darauf hält sie viel, ebenso auf ihre Wohnung, die immer blitzsauber und ordentlich ist.

Dann ist da noch die Mutter von Waltraud, 23 Jahre alt, verheiratet mit einem Unteroffizier, der wieder einberufen worden ist. Sie ist sehr gut zu mir und scherzt immer.

23. Januar 1943: Der ehrenhafte Major

Albert ist in Marianne verliebt, was sie auch erwidert und an den Sonntagen kommt sie hier in die Baracke und geht mit ihm aus. Heute war sie gerade da, als der Major kam. Man hat sie in einem kleinen Nebenraum versteckt und als der Major hineingehen wollte, haben wir gesagt, dass der Raum für die Fabrik vorbehalten sei und dass wir keine Schlüssel hätten. Der Major hat etwas geahnt, aber da er ein anständiger Mensch war, hat er so getan, als hätte er nichts bemerkt. Er hat das Lager besichtigt und, da alles in seiner Ordnung war und er alles zu seiner Zufriedenheit vorgefunden hat, hat er nichts gesagt. Nur beim Weggehen hat er zu Hans gesagt: "Versteckt die Schuhe nächstes Mal etwas besser", unter dem Bett von Hans guckten zwei rote Damenschuhe hervor. Auf der ganzen Welt findet man Leute von Ehre und gute Menschen.

* Werkzeug des Schusters, das rechts und links zwischen die Beine geklemmt und worauf in der Mitte der Schuh gesteckt wurde.

1. Februar 1944: Der umgestürzte Kran

Heute ist ein Unglück geschehen und es war ein wahres Wunder, dass es keine schlimmen Folgen hatte. Ein Kran ist umgekippt. Er wurde von einer nicht sehr erfahrenen Person gesteuert, das Gegengewicht lag falsch und der Kran ist umgefallen. Alle Italiener die in der Nähe arbeiteten sind unverletzt geblieben und sind mit einer gehörigen Portion Schrecken davon gekommen. Interessante Anmerkung: Die ersten, die dem Deutschen in der Kabine zu Hilfe geeilt sind, waren Italiener. Was das Herz betrifft, muss man wirklich sagen, dass wir unvergleichlich, wir haben sogar zuviel davon.

4. Februar 1944: Der erste Brief

Der erste Brief ist angekommen, und was für ein langer, langer Brief, er kam mit der *Feldpost*. Teils von Vater, teils von Mutter geschrieben. Ich bin sehr glücklich, endlich weiß ich, dass ihr immer an mich denkt und endlich habe ich etwas von Euch lesen können. Ihr habt recht, man muss stark sein und den kritischen Punkt zu überwinden: Es werden wieder schöne Tagen kommen und hoffen wir dass sie bald wiederkehren! Heute, liebe Eltern ist ein Festtag und ein Tag der Freude. Aber wann werde ich den nächsten Brief erhalten? Werde ich abermals zwei Monate lang warten müssen? Hoffentlich nicht, hoffentlich wird auch das besser funktionieren.

9. Februar 1944: Die Französin

Meistens, um nicht zu sagen immer, haben die "*Post*" morgens keine Lust die Köche in die Küche zu bringen und so gehe ich mit. Nicht dass ich sie ersetzen könnte, aber da ich Deutsch spreche, kann ich mir wegstens eine Lüge einfallen lassen, falls uns jemand anhält. Es ist sehr dunkel so früh und man trifft wenig Leute. Darunter ist jeden Morgen eine Französin, schlank, ganz hübsch und jedesmal grüßen wir uns. Heute Morgen jedoch bin ich stehengeblieben und habe ein bisschen geplaudert und ganz dreist habe ich sie gefragt, ob sie ein Stück mit mir geht. Wir haben uns ein bisschen auf Französisch und ein bisschen auf Deutsch unterhalten. Es muss sehr lustig gewesen sein, uns zuzuhören. Es war sehr kalt und da sie ein bisschen zitterte, habe ich den Arm um sie gelegt. Nur um sie ein bisschen zu wärmen....

Ich werde sie noch ein paar Mal wiedersehen und noch manchmal werde ich meinen kleinen morgendlichen Spaziergang machen. Dann wird das Wetter noch schlechter werden und ich werde lieber im Bett bleiben und die Köche werden alleine in die Küche gehen. Und ich werde sie aus den Augen verlieren.

Wenn ich jetzt daran denke, frage ich mich, ob ich verrückt gewesen bin, denn diese vier oder fünf Spaziergänge hätten mich teuer zu stehen kommen können.

8. Februar 1944

Albert hat zwei Tage Urlaub bekommen, nur zwei Tage, aber er freut sich trotzdem sehr und heute ist er freudestrahlend abgereist. Er ist immer fröhlich, alleine füllt er das ganze Zimmer aus. Er singt immer. Er hat manchmal Einfälle, über die Hans und ich uns totlachen. Außerdem ist er uns allen ein guter Kamerad. Ganz zu schweigen davon, wie er zu mir ist. Wenn ich Zigaretten habe, rauche wir beide, wenn er welche hat rauchen wir auch beide. Manchmal schreit er herum, aber nach 5 Minuten hat er sich wieder beruhigt, und oftmals fängt er noch während er schreit, an zu lachen und dann war es das.

Er ist ein junger Mann, dem man völlig vertrauen kann, egal was, er regelt es. Eines Tages hat er mir erzählt, dass er eigentlich Bauer ist: Ich war verblüfft.

10. Februar 1944

Als er von seinem Heimurlaub wieder kam, hat mich Albert um elf Uhr abends geweckt. Gerade erst eingeschlafen, bin ich aufgestanden ohne richtig zu verstehen, was passiert, ich habe ein Stück Kuchen genommen, dass mir Albert angeboten hat und habe es gegessen. Dann will ich mich anziehen, aber er sagt mir ganz ruhig, dass es elf Uhr abends ist und, dass er mich geweckt hat, um mich zu begrüßen.

13. Februar 1944

Heute ist Maser zu uns gekommen. Er ist einer der Direktoren der Fabrik und derjenige, der am direktesten mit uns zu tun hat, da er auch unser Verwalter ist. Er ist ein kleines Männchen mit einem komischen, bulldoggenähnlichen Gesicht. Er kennt mich gut, auch weil ich oft geschäftlich zu ihm gehen muss.

Er kam, um mit unseren "Post" über Geschäftliches zu sprechen, dann ist er geblieben und hat ein paar Bier getrunken. Abends war er ein bisschen angeheitert und hat uns sehr zum Lachen gebracht, er war so komisch: Ein bisschen Fröhlichkeit kann nie schaden.

25. Februar 1944: Bombardierung

Um ein Uhr mittags wird Fliegeralarm gegeben und nach einer halben Stunde fängt die Flugabwehr an zu schießen. Es ist ein sehr klarer Tag und man kann die Explosionen sehr gut sehen. Ebenso gut sieht man die englischen Fliegerstaffeln über unseren Köpfen in Richtung Augsburg fliegen. Kurz darauf sieht man in der Ferne die Explosionen der abgeworfenen Bomben, viele oder alle auf die "Messerschmidt".

Es war kein Überraschungsangriff von sehr großem Ausmaß, trotzdem hat er auf viele von unseren Kameraden seltsame Auswirkungen gehabt. Tatsache ist, dass abends im Vergleich zu sonst, sobald die Sirenen losgehen, alle mit einem Satz aus dem Bett springen und sofort fertig sind. Es liegt sehr große Nervosität, um nicht zu sagen Angst, in der Luft. Ich ziehe mich an, gehe ins *Kommando Zimmer*, nehme das Geld, die Register und Papiere und dann, da es ruhig ist, gehe ich wieder zurück ins Bett. Aber nach zehn Minuten muss ich wieder aufstehen, weil die Luftabwehr starkes Feuer eröffnet, so dass sich Hans sogar dazu entschließt, die Türen zu öffnen, damit alle I.M.I in die Felder gehen können, um sich so gut wie möglich zu schützen. Ich hole den Koffer von Hans und gehe dann hinaus: Vor meinen Augen spielt sich ein einzigartiges Schauspiel ab. Der Himmel leuchtet. Blitze der Luftabwehr, weiße und rote Raketen. In der Ferne leuchtet Augsburg in hellem Licht, begleitet von dem bezeichnenden Geräusch von zusammenstürzenden Häusern.

Ich warte mit Hans, bis alle draußen sind, dann gehe ich alleine rein und schaue nach, ob aller herausgegangen sind, ich öffne die Fenster und in aller Ruhe gehe ich wieder hinaus. Die ganze Baracke zittert. Über unseren Köpfen explodieren die Granaten der Luftabwehr und einige Splitter fallen nicht weit von uns entfernt zu Boden. Alle Italiener sind verschwunden, teils sind sie in einen noch nicht ganz fertigen Luftschutzkeller geflüchtet, teils in den der Fabrik. Hans sagt, ich soll in das Haus des Schusters Thoma gehen, wo fast nur Frauen und Kinder sind, die Angst haben, kurz darauf kommt auch Albert dazu. Wir plaudern und lachen und verbringen so die erste Bombardierung, die über zwei Stunden gedauert hat und kurz nach Mitternacht sind wir im Bett.

26. Februar 1944

Wir sind noch nicht eingeschlafen, da gibt es wieder Alarm. Man muss sich wieder anziehen. Lise und Anni kommen voller Angst zu uns und bitten Hans, dass er mich mit Albert zu ihnen kommen lässt. Ich bin gerade im Keller und draußen fangen die Explosionen wieder an. Als sie aufhören und wir hinausgehen, ist der Himmel ganz rot, Augsburg steht in Flammen.

Mit ihrer bewundernswerten Disziplin, graben Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Zivilisten unter den Trümmern, um Verletzte zu bergen. Um elf Uhr gehe ich die Essensration holen und meinen Augen bietet sich ein trauriges Schauspiel: Eine unendliche Menschenschlange, die Augsburg hinter sich lassen, um die Hilfsposten zu erreichen. Jeder hat ein Wägelchen oder einen Schlitten mit ein paar Koffern darauf. Tänengeschwollene Augen, aber voller Ernst und Ruhe. Der Zug passiert und lässt eine Stadt in Trümmern und Flammen hinter sich.

3. März 1944

Albert ist heute zur Untersuchung gegangen. Er wurde tauglich befunden und in wenigen Tagen muss er uns verlassen, aber man weiß noch nicht wann.

6. März 1944

Albert geht durch alle Schlafsäle und drückt jedem die Hand. Es ist sein Abschied. Seine Genesung ist beendet und jetzt muss er wieder kämpfen. Meine Kameraden sind nicht sehr froh darüber, drei Monate lang ist er ein Gefährte und ein guter Kamerad gewesen und der Gedanke daran, dass wir sein Gebrülle und Geschreie jetzt nicht mehr hören werden, gefällt uns nicht. Hans und ich sind besonders betroffen. Uns wird sicher seine fröhliche Art fehlen. Es reichte schon, dass er für einen Tag wegging und das *Kommando Zimmer* war leer. Auch beim Schlafen, füllte er es mit seiner Anwesenheit aus.

Anstelle von Albert, ist Peter gekommen, der ein bisschen älter ist, sehr freundlich und er scheint ebenfalls ein guter Kerl zu sein. Aber er hat noch nie ein Kommando geführt und daher ist er ein wenig durcheinander und leistet nicht sehr viel, obwohl er sich bemüht.

8. März 1944: Mein Geburtstag

Heute kann ich tun und lassen, was ich will, ich kann auch den ganzen Tag schlafen. Es ist mein Geburtstag und Hans hat mir den Tag zum Feiern und Ausruhen gegeben. Das ist das Einzige, was mich daran erinnert hat, dass heute der 8. März ist. In meinem Schlafsaal bin ich sehr traurig geworden, das hatte hauptsächlich einen Grund. Nach der Bombardierung von Augsburg haben wir keine Post mehr erhalten, aber heute war es endlich soweit. Ich hatte gehofft, dass ein Geschenk für mich dabei sein würde, ein Brief wäre das schönste Geschenk gewesen, was ich je bekommen habe. Aber es kam nichts für mich. Wie enttäuscht ich war. Zweiundzwanzig Jahre alt zu werden und gar nichts zu bekommen, ist wirklich sehr schmerzlich.

Zum Glück hatte ich mir von meinem letzten Päckchen Pasta und eine Dose Fleisch aufgehoben, und so konnte ich mit Hilfe von einem Stückchen Butter, das mir Hans geschenkt hat, einen schönen Teller Pasta essen.

So ist auch mein einundzwanzigstes Lebensjahr zu Ende gegangen und das noch nicht mal besonders gut. Zum Ersten Mal muss ich diesen Tag fern von meiner Familie und noch dazu in einem fremden Land verbringen. Hoffentlich wird der nächste ein bisschen besser werden. Wenn ich aber daran denke, wie ich ihn das letzte Jahr verbracht habe, werde ich ganz traurig ... Es ist besser so zu tun, als sei es ein Tag wie jeder andere.

1. April 1944: Amerigo ist Papa

Über die gestern eingetroffenen Briefe gibt es eine Einzelheit zu berichten: Da ist Amerigo, einer von meinen Kameraden, der sehr in Sorge ist, da seine Frau ein Kind erwartet. Es ist nicht das erste, sondern das zweite, leider ist das erste gestorben als es ein Jahr alt war. Man kann sich seine Angst vorstellen. Gestern hat er einen Brief bekommen. Ich habe ihn gesehen als ich die Briefe durchgegangen bin und nachdem ich meine Post gelesen hatte, ist er mir wieder eingefallen. Alle, die mich kennen wissen, dass ich nicht neugierig bin, aber dieses Mal kam ich nicht dagegen an und ich habe den Brief gelesen, obwohl es sich nicht gehört anderer Leute Briefe zu lesen. Was heisst gelesen, es hat mir gereicht bis zur zweiten Zeile zu kommen, wo stand, dass ein Mädchen auf die Welt gekommen ist. Ich sage die Wahrheit, es hat sich etwas in meinem Herzen geregt und ich habe mich verpflichtet gefühlt, die Erlaubnis einzuholen, um in die Fabrik rennen und die frohe Botschaft überbringen zu dürfen. Die Freude, die ich gebracht habe, kann man sich gut vorstellen: Amerigo ist Papa.

4. April 1944

Heute ist Albert das letzte Mal hierhergekommen. Er ist gekommen, um sich von uns zu verabschieden, weil er übermorgen nach Russland muss. Nocheinmal ruft ihn sein Heimatland auf das Ehrenfeld, mit seiner Treue, seiner Jugend, seinem Mut. "*Alles gute und Heil Hitler*", das waren seine letzten Worte, "*alles gute und sieg*", war meine Antwort.

24. April 1944: Bomben auf Gablingen

Ich halte nachmittags ein kleines Schläfchen auch wenn es Alarm gibt. Nach ungefähr einer halben Stunde beginnen große feindliche Geschwader mit vielen hundert Maschinen über der Fabrik zu fliegen. Die Luftabwehr fängt an, treffsicher zu feuern, die "88" befinden sich nicht weit entfernt von unserer Baracke. Eine erste Maschine schwankt ein bisschen und stürzt dann ab. Die Geschwader fliegen in Staffeln und in mehr oder weniger kurzen Zeitabständen über uns hinweg und eine andere Maschine erleidet das Schicksal der ersten. Es kommt eine Aufstellung ganz tief: Ich höre einen mir neues Geräusch. Bruno schreit "Fulvio, auf den Boden, sie werfen Bomben ab", ich bin noch nicht richtig auf dem Boden, als man das erste Donnern hört. Gablingen ist bombardiert worden. Jetzt steuern die Maschinen auf unsere Fabrik zu. Werden sie auch hier welche abwerfen? Hans schreit mir zu, ich soll zu den Thomas laufen. Ich renne und bevor ich es merke bin ich im Luftschutzkeller. Sie sind alle furchtbar erschrocken, Frau Giselcher möchte, dass ich mich neben die kleine Waltraud setze. Lise kommt zu mir und hakt sich bei mir unter. Ich zwingen mich dazu, so ruhig wie möglich zu sein und spiele mit der Kleinen. Nach und nach verstummen die Schüsse der Luftabwehr und es kehrt wieder Ruhe ein. Lise und ich gehen hinaus, bis zum nächsten Hügel. Nicht weit von uns entfernt der Flughafen und das Dorf brennen.

25. April 1944

Um ein Uhr nachts ist der erste Allarm und kurz nach dem Mittagessen der zweite. Abends kommt der neue *Kdo* an: Hans muss gehen.

27. April 1944: Hans geht weg

Zu sagen, dass ich traurig bin, dass Hans geht, ist zu wenig. Zumindest muss man ergänzen, dass auch meine Kameraden traurig sind. Hans war für uns immer ein guter Kamerad. Obwohl er immer seine Pflicht getan hat und die erhaltenen Befehlen streng befolgt hat, hat er immer ein Auge zugekniffen, wenn es sein musste. Nicht nur, dass er versucht hat unseren Wünschen soweit wie möglich nachzukommen. Ich habe nie gesehen, dass Hans die Nase gerümpft hat und sich geweigert hat, uns einen Gefallen zu tun. Für uns hat er immer Zeit gefunden und war immer guten Willens. Ich werde nie seine Mitgefühl vergessen, wie er zu uns armen Teufeln kam, die wir total nackt waren. Von morgens, wenn er aufstand, bis abends um zehn war er immer in beschäftigt. Entweder war er am Telefon, oder in der Fabrik oder beim Schreiben nach Memmingen, nie ein Moment der Rast.

Er war gut, freundlich, er hatte für jeden ein gutes Wort und er hat versucht, sich so gut wie möglich verständlich zu machen. Aber seine Charaktergröße zeigte sich besonders durch seine Anteilnahme für die Kranken. Abgesehen von den üblichen winterlichen Leiden, wenn es einem wirklich schlecht ging, hat er von Hans immer die bestmögliche Hilfe bekommen. Wie oft habe ich gesehen, wie er einem Kranken die Decke hochzog oder ihm ein bisschen Milch beschafft hat, vielleicht sogar mit den eigenen Marken.

Lieber Freund, mit Deiner Abreise habe ich einen Freund, einen wirklich guten Freund verloren. Aber auch Dir hat es sehr leid getan, ich habe es gesehen, als wir uns verabschiedet haben und in Deinen Augen ein gewisse Traurigkeit lag. Du hast die Hoffnung ausgedrückt, dass wir uns eines Tages wiedersehen. Sicher, solange der Krieg andauert, wird das nicht leicht sein, aber wenn er einmal vorbei ist, wer weiß. Die Freude, Dich wieder zu sehen wird auch die meine sein und glaube mir, sie wird sehr groß sein.

28. April 1944: Wir sind 100 I.M.I.

Es sind weitere 25 I.M.I. angekommen, einer von uns jedoch ist nach Memmingen ins "*Lazarett*" gegangen und er wird nicht mehr wiederkommen. Er war an der Lunge erkrankt und anscheinend war es eine sehr schwere Krankheit. Deshalb sind wir jetzt insgesamt einhundert.

30. April 1944: Gedanken über den April

Die Monate kommen und gehen. Sie sind ziemlich eintönig, gehen aber glücklicherweise auch schnell vorbei. Abgesehen von mir, der ich, wenn nicht ein Einzelfall, zumindest nicht der Normalfall bin, arbeiten die anderen immer in der Fabrik. Dreißig arbeiten an dem Bau einer großen Rohrleitung, die nunmehr fast fertig ist. Die anderen arbeiten an dem Bau von neuen Gebäuden und der Installierung von einer Maschine für die neue chemische Fabrik "*Transehe*". So bekommen wir Angestellte, Maurer, Bauern, Monteure, ... etc. zu Gesicht.

Aber auch diese Arbeiten gehen auf das Ende zu und so werden alle bald direkt in den Fabriken arbeiten.

Man hat immer Kontakt zu deutschen Arbeitern, aber es ist interessant zu beobachten, wie verändert sie sich uns gegenüber verhalten. Die anfängliche Feindseligkeit hat sich gelegt und fast alle behandeln uns jetzt wie Arbeiter und nicht wie Gefangene. Es gibt mehrere Gründe für diese Veränderung. Da wir kurz nach dem schändlichen Verrat des italienische Heeres hierherkamen, ist es verständlich, dass die Deutschen uns direkt einen Teil der Schuld gaben. Jetzt, nach Monaten, wo die Zeitungen die wahren Schuldigen preisgeben, fängt auch das deutsche Volk an, uns mit anderen Augen zu sehen, auch wenn in ihnen wieder der Hass gegen das italienische Volk hochgestiegen ist, der für einige Jahre in ihren Herzen begraben war, dadurch dass es mit der Achse zur Freundschaft gekommen war. Man muss auch daran denken, dass sich unsere Arbeitsleistung sehr verbessert hat und dass die Leistung der meisten von uns 100%ig der eines deutschen Arbeiters entspricht und das verbessert unsere Position.

Ehrlich gesagt muss man zugeben, dass unsere traurige Situation größtenteils verstanden wird und dass man versucht uns so weit wie möglich zufrieden zu stellen. Die Anstrengungen Deutschlands sind ganz auf den Krieg konzentriert, deshalb ist es nicht leicht, alles was wir wollen zu bekommen, aber die Fabrik versucht all unseren Bitten entgegenzukommen, so gut wie eben möglich.

Dagegen begegnet man uns bei *Stalag*, wo man sich insbesondere um unsere Kleidung kümmern sollte, nicht mit der gleichen Anteilnahme. Der schlechte Zustand unserer Schuhe findet zum Beispiel überhaupt keine Beachtung, und viele von uns müssen in Holzschuhen zur Arbeit gehen, genauso ist es auch mit allem anderen.

Man muss noch sagen, dass meine Kameraden oft von Zivilisten aus dem Dorf angefordert werden um beim Schneider, beim Barbier oder auf dem Feld oder bei den Hausarbeiten zu helfen. Das ist ein Beweis dafür, dass wir geschätzt werden und das man uns gesonnen ist. Auf diese Weise können viele von uns gut essen, denn die Privatleute behandeln uns sehr gut und manchmal übertreiben sie es sogar. Das ist etwas, was uns von den anderen Gefangenen unterscheidet, die sich nie ohne einen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr bewegen dürfen.

Alles in allem, bis auf wenige Ausnahmen, ist das deutsche Volk mit uns, wer uns dagegen vergessen hat, ist die italienische Regierung, die uns sich selbst überlassen hat. Jede Woche erhalten wir unsere Zeitung "*La voce della*

patria“, in der von Hilfsstellen für Internierte, etc., etc., berichtet wird, aber bis jetzt haben wir noch nichts von ihrer Existenz gemerkt. Das Beste ist, das daneben oft offene Briefe stehen, die deutlich unser Missfallen über diese Teilnahmslosigkeit uns gegenüber ausdrücken, und die sehr deutlich sagen, dass wir, wenn wir etwas haben, es von Deutschland und nicht von Italien haben.

Eine letzte Beschwerde: Warum habe wir keinen religiösen Beistand und warum ist es uns verboten in die Kirche zu gehen, auch in Reih und Glied?

Mai 1944: Herr Maser

Es ist nicht besonders einfach, sich in Deutschland, Schreibhefte zu beschaffen und ich brauche eins. Egal wie, ich möchte mein Tagebuch weiterschreiben. Ich entschieße mich, zu Herrn Maser in die Fabrik zu gehen und er lässt mir von der Sekretärin sofort eins geben. Es ist merkwürdig, dass mich auch in der Fabrik alle so mögen.

9. Mai 1944

Herr Maser ist plötzlich verstorben. Ich sollte um 10 Uhr zu ihm gehen, aber da ich sehr viel in der Baracke zu tun hatte, habe ich es auf den Nachmittag verlegt. Um kurz vor zwölf ist jemand aus der Fabrik zu uns gekommen, um uns zu benachrichtigen das Herr Maser in seinem Büro plötzlich an einem Herzschlag gestorben ist.

Sein Tod tut mir sehr leid, denn er hat viel für uns Internierte getan und er war immer gut zu uns und hat versucht, unseren Wünschen nachzukommen.

21. Mai 1944

Obwohl Sonntag ist, musste ich den ganzen Tag in der Fabrik arbeiten. Das ist ganz schön lästig. Die ganze Woche arbeiten und dann noch nicht mal den Samstag Nachmittag und den Sonntag frei haben. Unter der Woche über arbeiten wir bis 6 Uhr abends und nach 10 Stunden Arbeit ist man einigermaßen erschöpft. Und es bleibt ziemlich wenig Zeit für die persönliche Hygiene. Man hat nur den Sonntag und dann...

Meine Arbeit in der Fabrik ist nicht besonders schwer. Ich bin zusammen mit einem Rohrininstallateur und in einem der Gebäude verlegen wir zusammen die Rohre.

Durch den direkten Kontakt zu den Arbeitern habe ich festgestellt, dass die Arbeit sehr langsam voran geht und das liegt hauptsächlich daran, dass es an Spezialisten fehlt. Normalerweise sind es Mechaniker, die jetzt als Monteure arbeiten. Und man sieht sie, wie sie stundenlang vermessen und dann um viele Zentimeter daneben liegen.

Deutschland hat alle seine Kräfte auf den Krieg konzentriert und hat alle seine Leute an die Front geschickt, die meisten, die arbeiten, sind verletzt oder krank. Eine Sache aber verwundert mich: Der Hauptgedanke des deutschen Volkes gilt dem Krieg und unsere chemische Fabrik ist für den Krieg äußerst wichtig, es ist von höchster Wichtigkeit für das ganze Land, dass sie so schnell wie möglich fertig wird. Die Arbeiten dagegen gehen sehr langsam voran und einer der Gründe ist, dass auf viele, besonders äußerliche Kleinigkeiten geachtet wird, die in Zeiten des Friedens, wenn Zeit keine Rolle spielt, wichtig, aber in Kriegszeiten ein bisschen absurd sind.

Meiner Meinung nach, sind sie ehrlich gesagt nicht sehr fähig. Ich habe noch nie als Mechaniker gearbeitet und oft wirke ich, ausgerüstet mit dem Handwerkszeug, lächerlich. Aber dann lerne ich, ich kenne mich jetzt zum Beispiel mit dem Knallgasgebläse aus. ... Die große schwarze Brille steht mir übrigens recht gut... wenn mich Onkel Riccardo sehen könnte!

24. Mai 1944: Unsere "Post"

Auch Peter ist weggegangen. Wir haben schon oft die Wachposten gewechselt. Unser erster *Kdo-Führer** war Rudi. Er war nicht wirklich gemein, aber er hat keinen Gedanken an uns verschwendet. Seine Gleichgültigkeit uns gegenüber und dass er sich so wenig um die Kranken gesorgt hat, ist wirklich erbärmlich. Aber wie gesagt, gemein war er nicht und man hätte ihm alles verzeihen können, hätten wir nicht später entdeckt, dass wir wegen ihm nicht früher nach Hause schreiben konnten. Mit ihm zusammen war der erste Hans gekommen, ein Rohling, der eine boshafte Seele hatte. Er genoss unser Leid mit einem sarkastischen Grinsen und es freute ihn, wenn er uns noch mehr unterdrücken konnte.

Edoardo war nur wenige Tage bei uns. Er war ein guter Kerl, obwohl er mitschuldig an dem Brand war. Er war zu kurz bei uns, um ihn beurteilen zu können, aber man muss sagen, dass er sich nach diesem schlimmen Ereignis Arme und Beine ausgerissen hat, um es wieder gut zu machen und er hat alles Mögliche und Unmögliche versucht, um es wieder in Ordnung zu bringen.

* "Die Stimme der Heimat", eine in Berlin gedruckte Zeitung, die italienische Militärinternierte erhielten [Anm. d. Übersetzers].

* Steht für "Kommandoführer", der stellenweise im Originaltext auch mit *Kdf* abgekürzt wird.

Nach Rudi kam der zweite Hans. Fünf Monate lang hat er unser Lager geleitet und man kann nicht ein schlechtes Wort über ihn sagen. Und ich sage das nicht nur, weil wir zu ihm persönlich gute Beziehungen hatten. Ich weiss, dass jetzt, wo er weg ist, ihm alle nachtrauern. Es ist unnötig ihn, hochzuloben, es reicht schon zu sagen, dass er durch seine Sensibilität unsere Lage verstand und das sagt schon viel. Aufgrund seiner großen Treue zu seinem Vaterland und dem Führer, hat er gewissenhaft seine Pflicht getan, aber er hat uns unsere Situation nie mehr als nötig spüren lassen. Ihm gebührt besonderer Dank für seine ständige Sorge um die Kranken. Die Versorgung, die uns geboten wird, ist nicht sehr gut, aber er hat sein Möglichstes getan, um die nötige Behandlung zu bekommen.

Zusammen mit Hans hatten wir mehr als drei Monate Albert, die Fröhlichkeit in Person. Alle mochten ihn gerne, weil er immer guter Laune war und mit allen scherzte. Ausserdem war er ein guter Kerl und sehr kameradschaftlich zu allen, ein bisschen leicht nervös, aber das ging immer schnell vorbei. Wenn er dann böse tun wollte, fing er zu guter Letzt doch immer an zu lachen. Jetzt ist er wieder in Russland.

Nach Albert kam Peter. Dreckig, faul, gemein, falsch und ein Dieb. Er hat nichts für uns getan, und wenn er sich manchmal ein kleinwenig bemüht haben sollte, dann so widerwillig, das es besser gewesen wäre, ihn nicht zu fragen. Ich glaube, es war der schlechteste "Post". Er dachte nur daran, an Hochzeitsagenturen zu schreiben, um sich eine Frau zu suchen. Er wurde vom Dienst entlassen, weil die Fabrik der Kompanie erklärt hat: Für den Dienst unbrauchbar!

Jetzt sind drei neue "Post" bei uns. Ferdinand ist der *Kdo Führer*. Er ist noch ein bisschen jung und deshalb schikaniert er uns manchmal, und er beleidigt uns gerne. Es ist klar, dass er sich den Italienern sehr überlegen fühlt, zu sehr. Man muss ihm aber zugestehen, dass er sich um uns kümmert. Er hat nie einen Moment Ruhe, ist immer in Bewegung, und man kann sagen, dass wir seine einzige Sorge sind. Bis jetzt hat er immer sein Bestmöglichstes getan, um uns das Nötigste zu beschaffen, besonders was unsere Kleidung und unsere alltäglichen Bedürfnisse als Internierte betrifft. Zusammen mit ihm, ist noch ein neuer gekommen, deshalb kann ich noch nichts sagen, aber er gefällt mir ehrlich gesagt nicht besonders.

Dann ist da noch der Wächter Jakob, klein und dick. Er ist herzensgut, tut alles gerne, ihm ist alles recht, er spricht fast nie und ich glaube, im Schreien ist er nicht besonders gut, er ist sehr lustig und bleibt immer ruhig.

5. Juni 1944: Rom ist besetzt

Rom ist von den Engländern besetzt worden. Nach monatelangen Kämpfen, besonders in Montecassino, ist die Front in Italien zergeschlagen worden.

6. Juni 1944: Die Landung der Alliierten

Die Engländer sind in Frankreich gelandet. Alle Vorbereitungen und das Festigen der Stellung haben nicht ausgereicht, um der großen Überlegenheit der anglo-amerikanischen Flieger, die der Landung voraus gingen, standhalten zu können. Mit den Füßen in Frankreich zu stehen bedeutet noch nicht, den Krieg gewonnen zu haben, aber der erfolgreiche Angriff auf Italien und die Landung, alles deutet darauf hin, dass von Seiten der Alliierten Aktionen ausgehen, die die Entwicklung des Krieges entscheidend beeinflussen und in Richtung des so sehr ersehnten Endes lenken werden.

Das ersehnte Ende! Aber wird uns das das Glück bringen? Das ist unser größter Zweifel, deshalb sind wir diesen wichtigen Ereignissen der letzten Tage, obwohl sie unsere Herzen höher schlagen lassen, ein bisschen gleichgültig begegnet. Hierher gebracht, weit weg von unserer Heimat, unseren Familien, fast ohne zu wissen warum, sind viele von unseren Träumen und Hoffnungen zunichte gegangen. Neun Monate unverdientes Gefängnis, ironischerweise Internierung genannt, hat uns sehr misstrauisch werden lassen und wir glauben nur noch das, was wir sehen.

Das so ersehnte Ende! Aber was wird aus uns am Ende des Krieges werden. Wir warten sehnsüchtig darauf, weil wir die große Hoffnung und den großen Wunsch in unseren Herzen haben unsere Familien wiederzusehen. Aber werden wir zu unseren Familien zurückkehren? Diesen Zweifel versuchen wir aus unseren Gedanken zu vertreiben und es gelingt uns besser als mit anderen.

Wir wissen darüber Bescheid, was in Italien geschieht, über die nie endenden Bombardierungen, über die Verwüstung, die dort zurückbleibt, wo gekämpft wurde. In unserer Traurigkeit nehmen diese Gedanken manchmal schreckliche Ausmaße an und machen uns das Leben noch schwieriger. Ist das Leben? Was haben wir denn schon, wenn wir uns mehr als drei Schritte von der Baracke entfernen, stoßen wir auf Draht. Ist das Leben, weit weg von der Liebe der Familie? Wir stellen uns der Zukunft, wie immer sie auch aussehen mag. Wir hoffen, haben vertrauen, Gott wird uns beistehen. Hauptsache, es bleibt nicht so wie es jetzt ist, dieses Leben ist kein Leben.

14. Juni 1944

Die Landung in Frankreich hat die Deutschen zum Verstummen gebracht, heute sind sie sehr demoralisiert. Seit einigen Tagen gibt es hier Allarm und München wird bombardiert. Die Deutschen haben nicht mit einer solchen Kraftdemonstration gerechnet, sie dachten dass sie Luftstreitkräfte mit der italienischen und französischen Front ausgelastet wären und statt dessen ...

28. Juni: Albert verletzt

Mich hat die Nachricht erreicht, das Albert, unser alter *Post* wieder an der russischen Front verletzt worden ist. Ich habe diese Nachricht mit viel Schmerz aufgenommen, da Albert ein guter Kerl war und nicht noch einmal so ein Schicksal verdient hat. Er wurde an den Beinen verletzt und wie es aussieht, auch ziemlich schwer, er kann noch nicht mal in die Heimat gebracht werden. Ich wünsche ihm von ganzen Herzen, dass es ihm so schnell wie möglich besser geht und dass er sobald wie möglich seine Lieben wiedersehen kann.

6. Juli 1944: Gersthofener Mädchen auf dem Fahrrad

Seit einigen Tagen ist das Wetter recht schön. Wenn abends die Ration gegessen worden ist, gehen wir an den Zaun, um zu sehen, wer vorbei kommt. Wie Kinder, die sich freuen, wenn der Zug vorbei fährt, so arbeiten wir den ganzen Tag und belohnen uns abends damit, den Mädchen, die vorbei kommen, ein paar *Oh's* hinterherzurufen. Eine dürftige Belohnung für einen Arbeitstag, aber für uns ist es viel und wenn das Wetter schlecht ist, sind wir schlechter Laune. Wie Kinder! Aber unser Leben macht uns zu dem, was wir sind. Alte und Junge rufen den Schönheiten im Chor hinterher, und es sind ein paar wirklich Hübsche dabei. Aber das Tollste ist, dass die "Beständigen" dabei sind, die, die mehr als einmal vorbei fahren und uns sogar ein Lächeln schenken. Wenn man einmal überlegt, wie komisch doch das Leben ist. Alle diese Mädchen, die regelmässig vorbeifahren, tun dies aus einem Grund. Sicher, es sind Mädchen und wie allen gefällt es ihnen, diese anerkennenden Rufe zu hören, aber ich glaube, der wahre Grund ist, dass der einen der Blonde und der anderen der mit den schwarzen Augen gefällt! Sie fahren stolz auf ihren Fahrrädern vorbei und ich glaube, sie müssen sich sehr anstrengen, um sich nicht umzudrehen und in der Gruppe ihren Lieblings-IMI zu suchen! Der persönliche Stolz ist gefallen. Es war stärker als sie. Ein bisschen Röte im Gesicht, aber es ist unmöglich, sich nicht umzudrehen. Ist er da? Ist er nicht da? Wirklich schade, dass da dieser Zaun ist, dieser verflixte Zaun.

Natürlich fehlt es auch unter uns nicht an Kommentaren: "Hast du diese Beine gesehen?", "Sieh' einer an, auch in Deutschland gibt's schöne Mädels!", aber wenn wir auf unseren rauen Strohlagern die Augen schliessen, gehen unsere Gedanken weit weg von Gersthofen zu unseren Müttern, unseren Frauen, unseren Kindern. Und wenn wir diesen Zaun verwünschen, dann nicht, weil er uns von den Mädchen fernhält, sondern von unsere Liebsten, die Einzigen die uns wirklich glücklich machen würden.

12. Juli 1944: Wir sind 130 I.M.I.

Es sind dreißig neue Italiener gekommen. Als es zum Waffenstillstand kam, hielten sie sich gerade in Montenegro auf, und monatelang sind sie in den Bergen geblieben und haben sich Partisanengruppen angeschlossen. Dem Hunger und der Müdigkeit ausgesetzt, sind sie nach weiteren Monaten des Leidens in unser "*Kommando*" gekommen. Nach Monaten können sie endlich auf einem Strohsack schlafen und etwas essen.

30. Juli 1944

Fast täglich zwischen zehn und elf wird Alarm gegeben und er dauert zwei bis drei Stunden. Man sieht oft große amerikanische Geschwader am Himmel, aber ihre Ziele sind hauptsächlich München, Stuttgart, Nürnberg. Wir haben keinen Luftschutzkeller und daher bleibt uns nichts anderes übrig, als am Kanal, der an der Fabrik vorbeiführt, entlang zu gehen und Gott zu bitten, dass die Splitterbomben der Luftabwehr weit weg von uns oder gar nicht erst zum Einsatz kommen mögen, und dass die Flieger keine Bomben abwerfen.

August 1944

Wir machen eine schlimme Zeit durch, zum einen wegen der Wächter und zum anderen weil die Essensration kleiner geworden ist.

Der *Kdo Führer* ist nicht gemein, aber er möchte keine Verantwortung übernehmen und da er seine Vorgesetzten fürchtet, macht er uns das Leben immer schwieriger. Die vorherigen *Kdo Führer* haben die Tore geöffnet, wenn es Alarm gab. Jetzt nicht mehr und wir dürfen auch nicht in unseren Baracken bleiben. Wir müssen uns alle in den nicht fertigen Schützengraben legen, ohne Schutz und daher dem Splitterhagel ausgeliefert.

Auch die Essensration ist ein Grund für unsere schlechte Laune. Es gab schon mal eine genauso eine schlechte Zeit, besonders als die alten Kartoffeln zu Ende gingen und nicht geerntet wurde. Vergebens habe ich versucht, den anderen zu versichern, dass es nur um eine Übergangszeit handelt. Die Älteren haben nie viel dagegen gesagt, aber die Jungen habe immer protestiert. Dann gab es neue Kartoffeln und es ist wieder ein bisschen besser geworden und jetzt ist es so lala.

Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit machen sich nicht nur unter den Zivilisten, sondern langsam auch unter den Soldaten breit. Eine neue Landung in Tolone und die Leichtigkeit, mit der diese vonstatten gegangen ist, hat die anglo-amerikanischen Überlegenheit, sowohl in Bezug auf Mittel, als auch auf Männer, unter Beweis gestellt. Sollen die Zeitungen doch weiter über neue Geheimwaffen schreiben.. Das Volk zweifelt. Es sieht den Feind vor den Toren. Es ist müde. Die fünf Jahre der Opferbereitschaft, der harten Arbeit und der Hingabe für das Vaterland, fangen an, sich bemerkbar zu machen, jetzt, wo der Kampf sinnlos scheint.

Aber der Deutsche ist diszipliniert und macht weiter seine Arbeit. In seinem Gesicht aber liest man, dass er auf das Ende hofft. Die Arbeit geht langsam voran. Hier und da sieht man verschiedene Grüppchen zusammenstehen und flüstern, aber die Worte sind immer die gleichen: "***Das Ende ist nah!***".

This document was created with Win2PDF available at <http://www.daneprairie.com>.
The unregistered version of Win2PDF is for evaluation or non-commercial use only.